

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 19 (1939-1940)
Heft: 3: b504

Artikel: Können wir uns verteidigen?
Autor: Frick, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-158654>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Können wir uns verteidigen?

Von Hans Frick.

Können wir uns verteidigen? Diese Frage stellt sich heute wohl jeder Schweizer, und das gewiß mit Recht in einer Zeit, in der schwerste internationale Ereignisse sich vor unsren Augen abspielen, ganze Länder von der Landkarte Europas verschwinden und die Spannungen zwischen den Großmächten sich auf ein Höchstmaß steigern. Werden wir in den großen Auseinandersetzungen, die in der Luft liegen, uns behaupten, unsere jahrhundertealte Freiheit und Unabhängigkeit erhalten können, auch dann, wenn wir selbst hineingezogen, wenn wir selbst angegriffen würden? Niemand verhehlt sich, daß unsere Lage im Herzen Europas gefährlicher ist als je in der Zeit seit der französischen Revolution, gefährlicher auf jeden Fall als vor dem Weltkrieg von 1914—1918. Ich brauche hier nur auf den einen Umstand hinzuweisen, daß unsere Nachbarmächte gewaltige Festungslinien errichtet haben: die Maginotlinie, die Siegfriedlinie und die beidseitigen Befestigungen in den Seealpen, Festungslinien, die einen direkten Angriff in der einen oder andern Richtung wenn auch nicht gerade ausschließen, so doch sehr schwer, blutig und im Endeffekt unsicher machen. Unter diesen Umständen gewinnt die Schweiz als strategische Schlüsselstellung eine ganz andere Bedeutung als zu einer Zeit, da die Grenzen der Nachbarmächte noch nicht diese riesige fortifikatorische Verstärkung aufwiesen.

Diesen Gefahren muß man klar und fühl ins Auge sehen, ohne Nervosität und Aufregung, und man muß sich dabei die Frage: „Können wir uns verteidigen?“ nicht in einem zweifelnden, ängstlichen Tone stellen, sondern im Bestreben, immer neu zu überprüfen, ob wir auch wirklich allen Möglichkeiten gewachsen sein werden.

Dies zu tun ist vor allem auch Aufgabe der verantwortlichen militärischen Instanzen, deren Pflicht es ist, sich auf jede, aber auch jede Möglichkeit einzustellen, mag sie auch im Augenblick noch so unwahrscheinlich aussehen. Wenn daher von militärischer oder auch von Regierungsseite gewisse Bedrohungen, die man im Publikum befürchtet, als unwahrscheinlich oder jedenfalls im gegebenen Augenblick als nicht existierend angesehen werden, weil dies der Überblick über die militärpolitische Gesamtlage ergibt, so darf daraus in der Öffentlichkeit nicht der irrite Schluß gezogen werden, daß man sich an leitender Stelle nicht auf jede Möglichkeit vorbereitet. Das möchte ich hier ausdrücklich feststellen, weil eine gewisse Tendenz besteht, die Dementierung von Phantasiegerüchten als Zeichen der sträflichen Sorglosigkeit der leitenden militärischen Instanzen zu betrachten.

Die Frage, ob wir uns verteidigen können, ist zunächst gleichbedeutend mit der Frage nach unseren militärischen Vorbereitungen. Es kann nicht

meine Aufgabe sein, im Rahmen eines kurzen Aufsatzes die Organisation unserer Armee zu schildern, die im übrigen aus zahlreichen Veröffentlichungen in der Presse als im wesentlichen bekannt vorausgesetzt werden dürfte. Ich darf hier nur feststellen, daß in den letzten Jahren eine ganz ungeheure Arbeit geleistet worden ist mit dem Ziele, unsere Verteidigungsbereitschaft aufs äußerste zu erhöhen. Ich möchte hier nur einige hauptsächliche Punkte in Erinnerung rufen: die zweimalige Verlängerung der Rekrutenschulen, die Verlängerung der Wiederholungskurse, der Aufbau des Grenzschutzes, die Reorganisation unserer Feldarmee, die ausgedehnte Verstärkung unserer Waffen durch Vermehrung der leichten und schweren Maschinengewehre, Einführung von Minenwerfern und Infanteriekanonen und von schweren, weittragenden Geschützen, Bau eines ausgedehnten Gürtels von Grenzbefestigungen, Aufstellung einer permanenten Grenzschutztruppe, Vermehrung der Flugzeuge und Einführung der Fliegerabwehr.

Es wird dabei wohl gelegentlich übersehen, was für eine enorme Arbeit aller beteiligten Instanzen in diesen zahlreichen Neuerungen steckt, zu denen noch eine Unzahl interner Vorbereitungen kommt, über die aus naheliegenden Gründen in der Öffentlichkeit nicht gesprochen werden kann. Diese Arbeit mußte mit einem Minimum von Personal durchgeführt werden, weil die jahrelange Finanzknappheit für militärische Dinge und die Tendenz, die Vermehrung des Bundespersonals tunlichst zu vermeiden, den Ausbau unserer personellen Organisation sehr erschwert haben. Eine Milizarmee hat in dieser Hinsicht mit viel mehr Schwierigkeiten zu rechnen als eine stehende Armee, die ohne weiteres geeignete Offiziere aus der Truppe für die Mitarbeit an der zentralen Leitung abkommandieren kann. Unser Berufsoffizierskorps ist an Zahl beschränkt und die Übernahme wirklich fähiger und militärisch genügend vorbereiteter Mitarbeiter aus zivilen Berufen stößt auf viele Schwierigkeiten. Wenn es trotzdem gelungen ist, alles, was bisher geschaffen wurde, durchzuführen, so ist das eine Leistung, deren sich unser Land und unsere Behörden nicht zu schämen brauchen.

Gewiß, wir sind noch nicht überall und in allem so weit, wie wir gerne wollten. Das kann aber heute auch keine andere Armee der Welt von sich behaupten. Man kann nun einmal eine Armee nicht in wenigen Jahren in einem Galopptempo aufrüsten, ohne daß dabei Fehler und Mängel auftreten. Das zeigt sich dem militärischen Fachmann auch bei jeder der großen, heute aufrüstenden Armeen. Man darf dabei nicht vergessen, daß unser Volk sich bis vor etwa zehn Jahren der Illusion hingab, die Zeit des ewigen Friedens unter der Ägide des Bölkerbundes sei angebrochen, und daß auch nachher die Wiedererstarkung unseres Wehrwillens nur sehr zögernd vor sich ging und die Kredite entsprechend auch nur tropfenweise zur Verfügung standen. Wir können es uns bei unsren immerhin beschränkten Mitteln auch nicht leisten, Fehlinvestitionen von Millionenbeträgen zu riskieren, wie sie bei einer überheblichen Aufrüstung

nur zu leicht vorkommen, und mußten daher die zahlreichen technischen Fragen mit besonderer Sorgfalt prüfen. Der Ankauf von Kriegsmaterial im Ausland, besonders von Geschützen und dergleichen, knüpft sich meist an ganz extreme Lieferfristen, die dazu oft nicht eingehalten werden; ganz abgesehen von den andern damit verbundenen Nachteilen. Die Umstellung unserer Industrie auf die Fabrikation von Waffen, die bis vor kurzem nie in der Schweiz hergestellt wurden, hat aber zwangsläufig beträchtliche Fristen erfordert. Es kann nicht Aufgabe dieser Ausführungen sein, diese Umstände durch Beispiele zu belegen, aber ich möchte nur mit aller Deutlichkeit darauf hinweisen, daß die Versäumnisse der unmittelbaren Nachkriegszeit uns auch heute noch stark belasten. Jeder Bürger muß sich eben darüber klar sein, daß der Aufbau einer allen Möglichkeiten gewachsenen Armee Zeit braucht, und zwar viel Zeit, und daß man nicht im letzten Augenblick alles nachholen kann, was man in sogenannten ruhigen Zeiten versäumt hat. Hoffentlich wird sich unser Volk an diese Tatsache erinnern, wenn wieder einmal ruhigere Zeiten anbrechen sollten.

Trotz allem dürfen wir getrost feststellen, daß wir heute in ganz anderem Maße verteidigungsbereit sind als noch vor ganz wenig Jahren und daß unsere Abwehrbereitschaft von Monat zu Monat wächst. Wir können schlagartig annähernd eine halbe Million Mann ins Feld stellen und werden durch die Neuorganisation der Hilfsdienste, von der die Presse letzthin berichtete, mehr Leute als bisher für den eigentlichen Kampf freikommen.

Das bedeutet eine sehr respektable Streitkraft, mit der jeder mögliche Gegner ernsthaft rechnen muß, besonders angesichts der großen Schwierigkeiten unseres Landes für militärische Operationen. Aber wenn man das auch anerkennt, wird man sich doch die Frage stellen müssen, ob das ausreicht angesichts der zu erwartenden großen Überlegenheit eines möglichen Gegners, angesichts der modernen Überfallstrategie, der Luftangriffe, der Panzerkräfte und anderer motorisierter Formationen, mit denen heute Krieg geführt wird.

Diese Faktoren zu überprüfen und uns mit ihnen auseinanderzusetzen, ist unsere selbstverständliche Pflicht.

Zunächst einmal die gegnerische Überlegenheit. Ringsum sind wir von Großmächten umgeben, die über riesige Massenheere verfügen. Wenn eine oder mehrere dieser Mächte uns angreifen wollten, müßte es ihr selbstverständliches Ziel sein, uns raschestens niederzuringen, ein fait accompli zu schaffen, bevor etwa andere Mächte Zeit hätten, sich einzumischen. Schon dieser Umstand allein zwingt dazu, stark überlegene Kräfte gegen uns einzusetzen. Trotzdem gibt es eine Grenze der Übermacht, weil jede uns angreifende Macht sicher damit rechnen müßte, daß über kurz oder lang daraus ein allgemeiner Konflikt entstünde, auch wenn der Krieg nur gegen uns allein gerichtet wäre. Daraus ergibt sich allein schon, daß mindestens sehr starke Teilstreitkräfte gegen die andern wahrscheinlichen

Gegner stehen bleiben müßten. Wichtiger aber ist der andere Umstand: unser Gelände schluckt nur eine bestimmte Zahl von Truppen, man kann daher nicht jede beliebige Übermacht in unser Land hineinpumpen. Überall, auch in unserem Mittelland, sind so viele Schwierigkeiten des Geländes und der Straßenverhältnisse, daß hier auch gegnerischer Überlegenheit Schranken gesetzt sind. Wohl kann man bei uns sozusagen überall mit Infanterie kämpfen, aber schon dem Einsatz einer starken Artillerie stehen vielerorts gewisse Schwierigkeiten gegenüber. Sehr schwierig aber werden sich in sehr vielen Gegenden unseres Landes die Nachschubverhältnisse für ein kämpfendes Heer gestalten, besonders wenn wir es verstehen, durch planmäßige Zerstörung der Kommunikationen an geeigneten Stellen das Straßennetz weitgehend auszuschalten. Man darf nicht vergessen, daß bei den enormen Mengen von Waffen, die ein modernes Heer mit sich führt, der Nachschub zu einem sehr heiklen Problem wird, das mit dem Abwurf vom Flugzeug aus nicht gelöst ist. Wenn somit klar ist, daß die Zahl der gegen uns eingesetzten Truppen und Kampfmittel nicht unbeschränkt sein kann, so ist damit natürlich nicht gesagt, daß wir nicht mit sehr starker Überlegenheit zu rechnen haben und namentlich, daß ein Gegner nicht an bestimmten, besonders geeigneten Stellen vielleicht eine erdrückende Überlegenheit zusammenzuziehen in der Lage ist. Dagegen gibt es freilich auch ein Mittel, das wir bis zum äußersten auszunützen verstehen müssen: die Wahl des Kampfgeländes. Es ist das alte probate Mittel, das die Eidgenossen bei Morgarten anwandten. Gegenüber der Überlegenheit der österreichischen Streitmacht mit ihrer schwer gepanzerten Reiterei stellten sie sich nicht irgendwo im freien Felde, sondern dort, wo diese Überlegenheit schlechterdings nicht zur Geltung gelangen konnte. Solches Gelände gibt es überall in der Schweiz, und wir können immer feststellen, wie stark ausländische militärische Besucher unseres Landes von dieser Tatsache beeindruckt sind. Klammern wir uns also an unsere steilen Waldhöhen, an unsere solid gebauten Dörfer, verschanzen wir uns hinter unsern steil eingeschnittenen Bächen mit ihren oft felsigen Rändern, schlagen wir uns also in Stellungen, gegen die ein großer rangierter Angriff kaum oder gar nicht möglich ist und das mühsame Verfahren der Infiltration versucht werden muß, wo der Gegner tropfenweise eindringend auf unsere Truppen trifft und dort hoffentlich die Bekanntschaft mit altschweizerischer Tapferkeit und Draufgängergeist macht. Benützen wir auch dieses zerrissene und unübersichtliche Gelände, um in äußerst aktiver Weise den Gegner durch kühne Handstreichs und Patrouillenunternehmungen, durch Hinterhalte und Überfälle immer wieder zu beunruhigen und schwer zu schädigen und ihn durch scharfe, überraschend geführte Angriffsstöße zu packen, wo immer sich Gelegenheit dazu bietet. So etwa wird unsere Kampfart aussiehen müssen, zäh in der Verteidigung der anvertrauten Stellung, unternehmend und angriffslustig überall dort, wo sich der Gegner nur die geringste Blöße gibt. Diese Kampfart wird durch unsere Bewaffnung begünstigt.

Wir haben heute eine sehr starke defensive Bewaffnung mit nicht weniger als 52 automatischen Waffen im Bataillon. Jedermann weiß aus dem Weltkriege, daß das Maschinengewehr die furchtbarste Verteidigungswaffe ist, die den Gegner reihenweise niedermäht, wenn er beim Angriff in ihren Bereich gerät. Die in den Stellungskämpfen des Weltkrieges immer wieder gemachte Erfahrung, daß der Angriff selbst sehr starker Kräfte stecken blieb, wenn auch nur irgendwo wieder ein Maschinengewehr auftauchte, hat ja bekanntlich zur Einführung der Panzerkampfwagen geführt, mittels denen man dieser Schwierigkeiten Herr zu werden hoffte.

Wohl ausgesuchte und eingerichtete Stellungen, die mit Hindernissen gut versehen sind und in denen versteckt in Geländefalten, hinter Gebüschen, Gebäulichkeiten und Waldstücken zahlreiche Maschinengewehre lauern, werden auch von vielfacher Überlegenheit nicht in ein paar Stunden oder ein paar Tagen überrannt, wenn sie von Männern mit tapferem Herzen und eisernem Widerstandswillen verteidigt werden. Derartige Stellungen gibt es genug in unserem Lande, von der Grenze an bis tief ins Landesinnere hinein, Stellungen, in denen man auch mit verhältnismäßig bescheidenen Kräften starken Überlegenheiten mit Erfolg trocken kann. Und an Waffen, um sie zu besetzen, fehlt es heute nicht, ebenso wenig an Hindernismaterial aller Art.

Aber hier erhebt sich vielleicht die Frage, ob wir überhaupt Zeit haben werden, solche Stellungen zu besetzen und einzurichten, ob wir nicht, im Zeitalter des Überfallkrieges, über den Haufen geworfen werden, bevor wir unsere Truppen bereit haben. In der Tat hat sich seit dem Weltkriege die Theorie des übersallmäßigen Kriegsbeginns mehr und mehr entwickelt. Der strategische Überfall bildet für eine Milizarmee eine besondere Gefahr, weil sie im Frieden wenig oder keine Truppen zur Verfügung hat, um einem solchen entgegenzutreten. In Laienkreisen existieren denn auch über diese Form der Kriegseröffnung zum Teil ganz phantastische Vorstellungen, die aber einer ernsthaften militärischen Prüfung nicht standhalten. Es ist aber natürlich eine selbstverständliche Pflicht der verantwortlichen militärischen Instanzen, sich auch mit diesen Gefahren auseinanderzusetzen und Mittel zur Abhilfe dagegen zu finden.

Die Schwierigkeit liegt zunächst darin, daß wir über wirkliche Erfahrungen im Überfallkrieg nicht verfügen. Einmärsche starker Truppen in ein anderes Land, das schon innerpolitisch zerstört ist und dessen Regierung schon beim Herannahen der Gefahr bedingungslos kapituliert, geben hiefür natürlich nur wenig Anhaltspunkte. Nur wo der geschlossene Wille zum Widerstand sich einem Einmarsch entgegenstellt, kann man endgültige Schlüsse über die Möglichkeiten eines derartigen Kriegsbeginns ziehen. Eine in ihren Einzelheiten nicht bekannte Gefahr wird leicht überschätzt; das ist eine alte militärische Erfahrung, die man auch mit der Wirkung vieler moderner Kampfmittel gemacht hat. Am ehesten findet man vielleicht noch einen Anhaltspunkt bei internen Erhebungen, bei denen mili-

tärische Kräfte mitbeteiligt sind, wie etwa zu Beginn des Bürgerkrieges in Spanien. Bekanntlich hat die Erhebung der Nationalisten, trotzdem diese zweifellos über hervorragende Führer verfügten und auch eine sehr weitgehende Vorbereitung bestand, das Ziel, sich schlagartig in den Besitz des ganzen Landes zu setzen, nicht erreicht, und es brauchte 2½ Jahre Bürgerkrieg, bis der Erfolg eintrat.

Ein Gegner, der den Überfallkrieg gegen uns auslösen wollte, hätte natürlich mancherlei Vorteile auf seiner Seite. Ihm steht die Überraschung, dieses wirksamste Verfahren zum Erfolg, zur Verfügung. Er wählt Zeit, Ort und Verfahren des Angriffes, der sicher unter Mitwirkung von Panzerwagen und Fliegern erfolgt und der vielleicht auch durch Handstreichs im Landesinnern und Sabotageakte begleitet sein kann. Immerhin kann so viel gesagt werden, daß die Bereitstellung starker Truppen Zeit braucht und kaum geheimzuhalten ist. Das gilt in gewissem Sinne auch für motorisierte Kräfte, über deren Möglichkeiten man sich wohl vielerorts übertriebene Vorstellungen macht. Soll wirklich ein Überfall großen Stils ins Werk gesetzt werden und nicht ein bloßer Bluff mit dem Zwecke, eine gewisse Panik zu verbreiten, so ist dazu eine Vorbereitung nötig, die unserer Aufmerksamkeit kaum entgehen dürfte. Der Überfall wie ein Blitz aus heiterem Himmel ist daher nicht so einfach, wie man sich das gemeinhin vorstellt. Selbstverständlich müssen wir aber auch mit den schlimmsten Möglichkeiten rechnen und uns darauf einstellen. Auf die Theorie des Überfallkrieges hin sind denn auch eine Reihe von Maßnahmen getroffen worden, von denen ich diejenigen erwähnen will, die allgemein bekannt sind und deren öffentlicher Erörterung daher nichts im Wege steht. Dazu gehören die Organisation unserer Grenztruppen, die Anlage von Grenzbefestigungen, die die sämtlichen Einmarschräume in unser Land schützen sollen, die Errichtung zahlreicher Tankbarrikaden, die vorbereiteten Zerstörungen und die Aufstellung der freiwilligen Grenzschutzkompanien. Damit ist im übrigen die Zahl der von uns vorgesehenen Maßnahmen nicht erschöpft; aber es handelt sich natürlich hier um delikate Fragen, die sich zu einer öffentlichen Erörterung nicht eignen. Ohne das Vertrauen, daß von leitender Stelle eben an alles gedacht wird, was sich ereignen könnte, geht es in diesen Gebieten nun einmal nicht ab. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht gelegentlich einem Überfall auch bei bester Vorbereitung unsererseits an einzelnen Stellen Erfolg beschieden sein könnte. Man muß sich immer darüber klar sein, daß auch die mit größter Sorgfalt vorbereiteten Maßnahmen nie ein hundertprozentiges Ergebnis erreichen. Es gibt eben immer gelegentlich Versager, die dem Ungenügen irgend eines Führers oder einer Abteilung, irgendwelchen technischen Ursachen oder andern Zufälligkeiten entspringen können. Derartige lokale Erfolge haben aber keine entscheidende militärische Bedeutung. Hauptache ist, daß unser Volk in einem solchen Falle den Kopf nicht verliert; eine gewandte und sichere Führung findet auch in solchenlagen Mittel und Aushilfen.

Im Zusammenhang mit dem strategischen Überfall ist hier auch die Frage der Panzerwagen und der motorisierten Formationen zu besprechen. Ich hatte erst neulich wieder Gelegenheit, festzustellen, daß es Leute gibt, die sich vor Überfällen und Angriffen von tausenden von Panzerwagen fürchten. Hierzu ist zunächst einmal zu sagen, daß die Führung von Panzertruppen und großen motorisierten Formationen zum allerschwersten gehört, was es gibt. Diese Formationen haben auf der Straße ganz ungeheure Kolonnenlängen und sind trotz ihrer Geschwindigkeit und ihrer Geländegängigkeit doch weit weniger beweglich, als man sich oft vorstellt. Das Heranführen solcher Verbände kann eben zwangsläufig doch nur auf der Straße geschehen; der Vormarsch im Gelände ist der Natur der Dinge nach doch nur auf verhältnismäßig kurze Strecken beschränkt. Die größte Schwierigkeit bietet die Versorgung eines in ein gegnerisches Land weit vorgedrungenen Panzerverbandes. Zwar ist es in einem dicht besiedelten Lande mit zahlreichen Tankstellen noch verhältnismäßig einfach, sich den notwendigen Betriebsstoff zu verschaffen; auch die Verpflegungsbeschaffung dürfte nicht allzu schwierig sein. Das heikelste Problem ist die Munitionsversorgung, da die Panzerwagen aus einleuchtenden Gründen nur eine verhältnismäßig bescheidene Munitionsmenge mit sich führen und daher bald ausgeschossen sind, besonders wenn sie von den den Verbänden folgenden Munitionsfahrzeugen getrennt würden. Ein weiterer Nachteil dieser Waffe liegt darin, daß sie zwar rasch irgendwohin vorstoßen, aber das gewonnene Gelände nicht festhalten kann, wenn ihr nicht auf dem Fuß starke Truppen aller Waffen folgen. Stößt ein Panzerverband irgendwo auf ein Hindernis, das nicht auf der Stelle umfahren werden kann, so entstehen leicht die größten Schwierigkeiten, wie schwer zu entwirrende Straßenverstopfungen und dergleichen mehr. Es ist auch noch zu erwähnen, daß die Panzerwagen immer noch sehr empfindliche Kampfmittel sind, die bei starker Beanspruchung einen sehr großen Abgang infolge von Pannen aufweisen. Nun ist dazu zu sagen, daß unser Land für Panzerwagen ausgesprochen ungünstige Verhältnisse aufweist. Die Räume und Abschnitte, wo man mit größeren Mengen von Panzerwagen, dazu noch ohne vorgängige eingehende Erforschung, ins Gelände fahren kann, sind verhältnismäßig selten. Wir haben hingegen eine Menge von Abschnitten, in denen absolute Tankhindernisse liegen. Auch wenn wir vom Hochgebirge und von den steilen Waldhöhen des Jura absehen, finden wir überall Steilhänge, dichte Wälder, tief eingeschnittene Bäche und Flüsse mit zum Teil felsigen Abstürzen, die ein Vorwärtskommen von Kampfwagen nur auf Straßen und Brücken ermöglichen. Man braucht dabei nicht etwa nur an so formidable Hindernisse zu denken, wie sie etwa die obere Sitter und die Urnäsch in der Ostschweiz oder die Saane in der Westschweiz darstellen; nein, überall finden wir große Abschnitte, die nur an beschränkten Stellen für Kampfwagen fahrbar sind. An diesen Stellen aber müssen wir uns mit Hindernis und aktiver Kampfwagenabwehr be-

helfen. Wir haben in den letzten Jahren auf allen Einmarschstraßen in unser Land zahlreiche, in die Tiefe gestaffelte Tankhindernisse gebaut, die an geeigneten, d. h. nicht umfahrbaren Stellen angelegt, das Durchkommen von Panzer- und anderen Motorfahrzeugen absolut zu verhindern imstande sind. Der Einbau dieser Barrikaden ist in allerkürzester Frist möglich, ihre Beseitigung mühsam und zeitraubend. Aber auch gewöhnliche Hindernisse aus irgendwelchem Behelfsmaterial, wie solide Balken, festverankerte und schwer beladene Fahrzeuge und dergleichen mehr, können hier treffliche Dienste leisten. In wichtigen Abschnitten, in denen Kampfwagen auf breiterer Front vormärts kommen können, sind auch einzelne durchgehende Hindernisse angelegt, mit oder ohne Verbindung mit von Natur unpassierbaren Stellen. Weitere werden noch gebaut werden.

Für die aktive Abwehr können in Verbindung mit den Hindernissen schon Gewehre und Maschinengewehre nützliche Dienste leisten, mit denen zwar nicht der Panzerwagen selbst bekämpft, aber die zur Beseitigung des Hindernisses aussteigende Mannschaft vernichtet werden kann. Dabei ist der Panzerwagen im Feuer gegenüber gut im Gelände eingenisteten Waffen seiner schlechteren Sicht wegen durchaus nicht überlegen. Es besteht übrigens auch die Möglichkeit, durch Treffer in Schüchtlöcher und Scharten einen gewissen Erfolg gegen die Wagen selbst zu erzielen. Die beste Waffe ist freilich unsere ganz ausgezeichnete Infanteriekanone, von der wir schon eine sehr große Anzahl besitzen. Ein Volltreffer aus dieser verhältnismäßig leicht zu bedienenden Waffe erledigt einen Kampfwagen schon auf große Entfernung. An all den vielen Stellen unserer Straßen, wo der Kampfwagen nicht ins Gelände ausweichen kann, sei es in Engnissen, auf Brücken, zwischen Häusern, ist errettungslos verloren, wenn er unvermutet auf eine lauernde, gut gedeckte Infanteriekanone trifft. Ein zerschossener Wagen bildet schon für die nächsten ein Hindernis, das unter Umständen die ganze Bewegung nachfolgender Verbände ins Stocken bringen kann.

Es ist vielleicht angebracht, hier kurz einiges über die neuesten Erfahrungen mit Panzerwagen mitzuteilen. Die Ereignisse in Spanien haben bewiesen, daß es gegen Panzerwagen eine ganze Reihe von brauchbaren Mitteln gibt, ganz abgesehen von den Infanteriekanonen. Die Marokkaner haben zahlreiche Kampfwagen außer Gefecht gesetzt, indem sie sie mit Benzinfäschchen bewarfen, die, beim Auftreffen entzündet, den Wagen in Brand setzten. Als Hindernisse wurde ein Gewirr von Stacheldrähten benutzt, das sich in den Raupen verfing und den Wagen zum Stehen brachte, ferner ausgebauten Tankfallen, die allerdings beträchtliche Arbeit erfordern. Allgemein läßt sich allerdings sagen, daß der spanische Bürgerkrieg kein abschließendes Urteil erlaubt, weil die eingesetzten Panzerkräfte an Zahl beschränkt waren und selten in Masse verwendet wurden. Das Urteil fachmännischer Beurteiler wird im allgemeinen vorsichtig so formuliert, daß die spanischen Erfahrungen die Überlegenheit der Kampfwagenabwehr

gegenüber dem Panzersfahrzeug nicht erwiesen hätten. Allgemein geht die Auffassung dahin, daß nur der Masseneinsatz zum Ziele führe, für den, wie ich bereits erwähnte, bei uns nicht besonders günstige Bedingungen vorliegen. Auch wird betont, daß der Kampfwagen ohne ihm auf dem Fuß folgende Infanterie bald verloren sei. Das illustriert wohl am besten, wieviel oder wie wenig Überfälle von Panzerkräften allein zu erreichen imstande sind. Soweit Erfahrungen aus dem chinesisch-japanischen Kriege vorliegen, stimmen sie darin überein, daß die übermäßigen Hoffnungen, die an die Panzerkampfwagen geknüpft worden sind, sich einstweilen nicht erfüllt haben.

Aus all dem eben Erwähnten ergibt sich, daß auch auf dem Gebiet der gepanzerten Kampffahrzeuge die Bäume nicht in den Himmel wachsen, wie es die Spezialisten dieser Waffe und das große Publikum oft anzunehmen scheinen. Ich möchte mit diesen Darlegungen durchaus nicht etwa einer Unterschätzung dieses modernen Kampfmittels das Wort reden, das natürlich auch in einem Kriege gegen uns trotz der besonderen Schwierigkeiten des Geländes einem Angreifer wertvolle Dienste leisten kann. Aber ich möchte mit aller Deutlichkeit darauf hinweisen, daß mit einem Panzerwagenüberfall allein ein Land nicht zu erobern ist, es sei denn, Behörden und Volk verlieren jede Besinnung, wenn nur irgendwo ein solches Behikel auftaucht. Wir dürfen übrigens doch hoffen, daß wir imstande sind, einen solchen Versuch schon an der Grenze aufzuhalten. Es ist allerdings nicht möglich, in der Öffentlichkeit über diese Fragen näheren Aufschluß zu geben, wie wohl jedermann verstehen wird. Sollten aber doch irgendwo einmal, trotz aller Abwehrmaßnahmen, einzelne Wagen oder etwa kleinere Abteilungen durchkommen, so muß man im Volke wissen, daß damit noch nichts verloren ist, weil sie ohne Unterstützung starker, sozusagen auf dem Fuß folgender Kampftruppen in der Luft hängen und bald das Opfer unserer Abwehr würden. Und solange unsere Befestigungen halten, wird dieses Nachfolgen von Kampftruppen eine sehr fragliche Sache sein.

Das führt uns noch zum letzten Bedenken, das immer wieder gegen die Wirksamkeit unserer Landesverteidigung geltend gemacht wird: die Möglichkeit eines massiven L u f t a n g r i f f e s. Unsere Nachbarn verfügen alle über sehr starke L u f t s t r e i t k r ä f t e, die den unsrigen natürlich immer überlegen bleiben werden, wie sehr wir auch unsere eigene Fliegerei ausbauen mögen. Freilich gilt von den Luftstreitkräften in verschärfster Form, was schon von den Erdtruppen gesagt wurde, nämlich daß ein Gegner unmöglich seine ganze Überlegenheit auf uns werfen kann, weil er immer damit rechnen muß, daß ein Angriff auf unser Land andere Länder sofort in den Konflikt hineinzieht. Wenn also beispielsweise der Staat A uns angreifen würde, müßte mit der Wahrscheinlichkeit sofortiger Intervention des Staates B oder noch anderer Staaten gerechnet werden. Die Intervention in der Luft kann aber zweifellos viel rascher einsetzen als eine solche von Erdtruppen, und sie brauchte nicht einmal unseren Luft-

raum zu benützen, um auf die feindlichen Lufthäfen loszugehen. Dieser Umstand schränkt natürlich die Möglichkeit des Fliegereinsatzes uns gegenüber schon ein. Trotz alledem werden wir aber doch mit der Möglichkeit des Einsatzes stark überlegener Fliegermassen rechnen müssen. Wir müssen uns aber auch klar darüber sein, daß auch die stärkste Fliegerei und die umfassendste Fliegerabwehr mit Geschützen keine absolute Sicherheit gegen Fliegerangriffe gewährt. Feindliche Luftstreitkräfte können vier hauptsächliche Gruppen von Zielen wählen: entweder die Armee, d. h. Truppenverbände und Heereseinrichtungen, oder die Eisenbahnen und die zugehörigen Kraftwerke, oder für Armee und Volk lebenswichtige industrielle Anlagen, Einrichtungen und Magazine oder schließlich unsere großen städtischen Zentren. Auch bei so stark überlegener Fliegerei, wie sie die Großmächte besitzen, wird man sich in der Zielwahl beschränken müssen. Die Armee wird sich gegen Fliegerangriffe durch starke Auflockerung und äußerste Ausnützung der in unserem Lande sehr zahlreichen Fliegerdeckungen schützen. Unsere Kraftwerke liegen größtenteils im Gebirge, an verhältnismäßig leicht zu schützenden Stellen. Die Erfahrungen in Spanien und China beweisen, daß die totale Lahmlegung des Eisenbahnverkehrs durch Fliegerangriffe kaum erreichbar ist. Lebenswichtige Anlagen werden mehr und mehr durch Fliegerabwehrbatterien geschützt. Der Kampf gegen diese kann erst nach längerer Zeit entscheidende Bedeutung gewinnen. So bleibt schließlich als größte und für die Bevölkerung auch nächstliegende Gefahr der Luftangriff auf unsere Bevölkerungszentren. Und diese Gefahr, das sei hier ausdrücklich festgestellt, bleibt auch dann bestehen, wenn unser eigenes Flugwesen und unsere eigene Fliegerabwehr bis zur äußersten für uns tragbaren Grenze ausgebaut sind. Wie steht es nun hier mit den Möglichkeiten? Phantastische Behauptungen gehen darüber um, als ob man in wenigen Minuten ganze Städte zerstören könnte. Es ist freilich schwierig, die Möglichkeiten eines künftigen Krieges mit Sicherheit vorauszusehen, aber eines ist doch sicher, daß derartige Behauptungen der Wahrheit nicht entsprechen. Einmal ist es eine alte Erfahrung, daß neue Kriegsmittel nie das Maximum des Erfolges ergeben, und daß man verhältnismäßig rasch Gegenmittel aller Art und zwar passive so gut wie aktive findet. Sodann erlauben die bisherigen Kriegserfahrungen, festzustellen, daß der Erfolg derartiger Aktionen bis heute noch niemals ein entscheidender gewesen ist. Während des Weltkrieges z. B. haben die Fliegerraids und selbst regelmäßige Bombardierung mit Geschützen doch auf die Dauer nur geringe Wirkung, gemessen am Aufwand, erzielt, wobei noch beizufügen ist, daß der Abgang an Flugzeugen bei Fliegerraids immer sehr hoch war.

Einige Zahlenangaben dürften das illustrieren. Während des Weltkrieges wurden auf England 111 Luftangriffe mit Abwurf von 8500 Bomben und einem Totalgewicht von 300 Tonnen durchgeführt. Dabei wurden 1400 Personen getötet und 2400 verletzt. Man vergleiche dazu die Verkehrs-

unfälle, die in England jährlich 7000 Tote kosteten. Der Sachschaden belief sich bei diesen Angriffen auf 15 Millionen Dollar, also eine recht bescheidene Summe im Vergleich zu den gesamten Kriegskosten. Auf eine Tonne abgeworfener Bomben kamen in England fünf Tote. Auf deutsches Gebiet wurden während des Weltkrieges 675 Luftangriffe ausgeführt mit Abwurf von über 15 000 Bomben. Die Verluste betrugen 746 Tote, 1843 Verletzte. Der Sachschaden 30 Millionen Franken, während der jährliche Brandschaden etwa 500 Millionen Franken beträgt.

Nun haben allerdings die Flugzeuge und die Technik des Bombenabwurfs seit dem Weltkrieg enorme Fortschritte gemacht; das gilt aber anderseits auch von den Abwehrmitteln. Die meist erstaunlich geringen Verlustzahlen bei Fliegerangriffen sind zum großen Teil darauf zurückzuführen, daß auch in Großstädten die bebaute Grundfläche nur etwa 8 % der Gesamtfläche beträgt, während der gesamte Rest auf Straßen, Plätze, Grünflächen, Innenhöfe und dergleichen entfällt. Selbst in dicht bebauten Altstadtquartieren dürfte die Bebauungsdichte 20 % nicht erreichen. Einigen gewissen Rücksluß auf die Möglichkeiten der Bombenflieger lassen auch die Kriegsereignisse in Spanien zu. Nach einer neuerlichen Pressemeldung sollen die Verluste infolge von Luftangriffen auf Bevölkerungszentren nur etwa 5000 Personen betragen haben. Das ist gewiß sehr wenig in einem 2½jährigen Krieg und bei einer Gesamtbevölkerung von 24 Millionen. Es entspricht einem Abgang von nur $1/5$ Promille.

Diese Zahlen erklären sich, wenn man die Ergebnisse einzelner Angriffe betrachtet. So wurden z. B. zwischen dem 5. und 10. Dezember 1938 455 Bomben auf Barcelona abgeworfen, wobei nur zwei Personen getötet, zehn verletzt wurden. Trotz insgesamt 2000 Fliegerangriffen konnten das Gas- und das Elektrizitätswerk Barcelona ihren Betrieb während des ganzen Bürgerkrieges aufrecht erhalten. Interessant ist besonders, daß die Angriffe die erhoffte moralische Wirkung nicht erreichten. So sollen zehn Minuten nach einem Bombenangriff bereits wieder alle Kaffeehäuser besetzt gewesen sein.

Ahnliches wird aus China berichtet, wo ebenfalls festgestellt wurde, daß der Aufwand an Flugzeugen und Bomben keineswegs entsprechende Ergebnisse erzielte. Es wird dort in der Bevölkerung ironisch erzählt, die Japaner machten für 2000 Dollar ein Loch, das die Chinesen für 60 Cts. wieder schlossen. Auch die Wirkung auf Eisenbahnen und Schiffe war auffallend gering. Die Bahn Kanton-Hankau konnte trotz häufiger Bombardierung ihren Betrieb aufrecht erhalten.

Nun darf man vielleicht aus den spanischen und chinesischen Ereignissen keine bindenden Rückschlüsse auf einen mitteleuropäischen oder gar einen allgemeinen Weltkrieg ziehen. Zweifellos hatten beide Bürgerkriegsparteien ein Interesse daran, schließlich das eigene Land nicht allzu rücksichtslos zu schädigen. Auch waren natürlich die eingesetzten Fliegerkräfte schwächer, als sie in einem zentraleuropäischen Kriege zweifellos zum Einsatz kämen.

Aber der eine Rückschluß läßt sich aus diesen Erfahrungen doch wohl ziehen, daß es nicht möglich ist, ein Volk lediglich durch Luftangriffe auf die Knie zu zwingen, wenn dieses Volk wirklichen Widerstandswillen besitzt. Wir müssen uns allerdings darüber klar sein, daß wir, namentlich in unseren größeren Städten, Fliegerangriffe zu gewärtigen haben werden, denen wir aus den erwähnten Gründen in nächster Zeit nur bescheidene Mittel entgegenzusetzen haben werden. Bei diesen Luftangriffen wird es schmerzliche Opfer in der Bevölkerung geben, die freilich durch richtiges Verhalten im Sinne der Anleitungen des passiven Luftschutzes stark vermindert werden können. Dieser Möglichkeit müssen wir mit starkem Herzen entgegensehen in der Überzeugung, daß der, der einem Luftbombardement zum Opfer fällt, so gut für das Vaterland fällt wie jener, den draußen auf dem Schlachtfeld die feindliche Kugel trifft. In früheren Jahrhunderten hat sich der Krieg auch auf die ganze Bevölkerung und nicht nur auf die Soldaten im engeren Sinne beschränkt, wie jede Darstellung von Kriegszügen jener Zeiten lehrt. Der Krieg ist heute wieder zu seiner Urnatur zurückgekehrt. Man mag das gewiß tief bedauern, aber es ist auch mit Angst und Panik nicht zu ändern. Es ist so wenig zu ändern, wie die mit der Entwicklung der Motorfahrzeuge verbundene enorme Steigerung der Verkehrsunfälle, denen Jahr für Jahr in allen Ländern unzählige Leute aller Alter, Familienväter und Familienmütter und Kinder zum Opfer fallen. Das Luftbombardement bleibt gewiß die schrecklichste Seite der modernen Kriegsführung, auch wenn man sich über die Grenzen seiner Möglichkeiten noch so sehr Rechenschaft gibt. Aber ein tapferes Volk, das sich dabei kaltblütig und vernünftig benimmt, vermag auch das zu überstehen und die unvermeidlichen Opfer zu ertragen, und es kann auch durch dieses Mittel nicht zur Kapitulation gezwungen werden.

Schließlich ist im Zusammenhang mit den Luftangriffen auch noch eine neue Kampfform zu erwähnen, die vielleicht auch zu Befürchtungen Anlaß gibt: es ist der Abwurf von Fallschirmspringern mit nachfolgender Landung von Truppen mittels Transportflugzeugen irgendwo im Landesinnern. Dieses neue Verfahren ist typischerweise zuerst in Russland aufgekommen, einem dünnbesiedelten Lande des Ostens mit seinen weiten Ebenen. Es dürfte auch in derartigen Gegenden, wie auch etwa in Kolonien sehr nützliche Dienste leisten. In einem dichtbesiedelten Lande mit dazu recht beschränkten Landungsmöglichkeiten für Flugzeuge dürfte es wenig Aussicht auf Erfolg haben, selbst wenn es als Überfallverfahren praktiziert würde. Die im Fallschirm niedergehenden Leute bieten während des Absprungs ein sehr großes Ziel und sind absolut wehrlos. Einmal am Boden, müssen sie sich erst sammeln, bevor sie irgend etwas ausrichten können. In einer menschenleeren Gegend ist das natürlich leicht. Daß wir gegen Truppenlandungen auf unseren Flugplätzen uns sichern, ist eine Selbstverständlichkeit. Es dürfte kaum möglich sein, irgendwie aktionsfähige stärkere Kräfte auf unserem Boden zu landen, ohne sie einer isolierten

Bernichtung auszusezen. Trotzdem wird man auch diese Möglichkeit immer im Auge behalten müssen, ohne sich aber davon allzusehr schrecken zu lassen.

Ich habe zu zeigen versucht, daß wir, militärisch gesprochen, uns auch gegen Übermacht, gegen die modernen Kampfmittel und Kampfmethoden zu verteidigen vermögen, wenn wir es ernstlich wollen. Ohne schmerzliche Verluste, auch in der Zivilbevölkerung, ohne Vernichtung großer Werte, ohne Rückschläge und Einbußen aller Art, auch Einbußen an Gebiet, wird es dabei bestimmt nicht abgehen. Darauf müssen wir uns gefaßt machen. Aber erinnern wir uns anderer kleiner Völker, die gegen Überlegenheit zu kämpfen hatten und dabei ebenfalls große Opfer bringen mußten. Denken wir, daß z. B. die Belgier, während des größten Teiles des Weltkrieges nur noch einen geringen Bruchteil ihres Gebietes zu halten vermochten, die Serben sogar ihr Land schließlich ganz aufzugeben mußten, und daß dennoch ihr heroischer Widerstand nicht umsonst gewesen ist, sondern auf die Dauer das Land gerettet hat. Hätten diese Völker in der Überzeugung, daß Land auf die Dauer doch nicht halten zu können, von vornherein kapituliert, dann wären sie wohl längst von der Karte Europas verschwunden. Ein Volk, das mit äußerster Energie und höchster Tapferkeit einen, wenn auch noch so verzweifelten Kampf aufnimmt, kann nicht untergehen, selbst wenn sein militärischer Widerstand schließlich niedergekämpft werden sollte. Erinnern wir uns hier auch jener 1500 Schweizer bei St. Jakob an der Birs, die so mutig den Kampf gegen eine Überlegenheit von 50 000 Feinden aufgenommen haben. Wohl besiegeln sie alle ihre Treue zum Lande mit dem Tode, aber ihr Untergang wirkte wie ein entscheidender Sieg und hat den Ruhm schweizerischer Tapferkeit auf Jahrhunderte hinaus gesichert.

Und damit kommen wir zum entscheidenden Punkt in der ganzen Frage nach der Möglichkeit unserer Verteidigung: Es ist jene Frage, die der große Berner Albrecht v. Haller seiner Generation zurief, die wir aber auch auf uns Heutige beziehen können:

„Sag' an, Helvetien, du Heldenvaterland,
Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt?“

Oder anders ausgedrückt: Hat unser Volk, hat unsere Armee noch heute jene hohen geistigen und sittlichen Eigenschaften, die unsere Vorfahren befeelten und die allein uns befähigen können, einem Angreifer gegenüber einen eisernen Widerstand zu leisten? Denn wir dürfen uns darüber keinem Zweifel hingeben, daß die besten Waffen, die stärksten Befestigungen, die modernsten Flugzeuge nichts nützen, wenn nicht hinter ihnen Männer von hohem Pflichtgefühl und von stahlhartem Willen stehen, die unerschrocken ihr Leben für die Freiheit und Unabhängigkeit unseres Landes in die Schanze schlagen.

Was unsere Armee anbelangt, dürfen wir wohl Vertrauen haben, ohne in eitle Selbstbewunderung zu verfallen. Gewiß, wir wollen uns nicht darüber täuschen, daß noch vielerlei auch in der soldatischen Auf-

fassung verbessert werden kann und muß, daß unablässige Arbeit zu leisten ist, um in der Truppe jenen Geist der Hingabe und des Gehorsams, aber auch jene frische Initiative, jenen Wagemut und Unternehmungsgeist zu schaffen, die für den kriegerischen Erfolg entscheidend sind. Wir wollen uns auch darüber klar sein, wieviel Schwierigkeiten es bietet, innerhalb unserer, im Vergleich zu anderen Armeen, kurzen Dienstzeit die notwendige Sicherheit in der Bedienung der modernen Waffen und Geräte zu erreichen. Aber ich glaube doch sagen zu dürfen, daß der Geist unserer Armee gesund ist und daß sich auch unser Können sehen lassen darf.

Freilich, auch die beste Armee und die tüchtigste Führung müßte zum Mißerfolg verurteilt sein ohne ein Volk hinter sich, das entschlossen ist, jedes, aber auch jedes Opfer auf sich zu nehmen, um die Freiheit und Unabhängigkeit unseres Landes zu erhalten. Und wie steht es nun da? Wir müssen allerdings bekennen, daß in unserem Volke nicht alles erfreulich ist. Jagd nach materiellen Gütern und niedrigem Genuss, nackter Interessenkampf, mangelnder moralischer Mut und Ausweichen vor klaren Entscheidungen sind Erscheinungen, die sich in unserem Volksleben oft zeigen und dem scharfsblickenden Vaterlandsfreund Sorgen machen. Dem stehen aber glücklicherweise auch andere, positive Werte gegenüber. Und gerade der Berufsoffizier, der in seiner Arbeit mit allen Schichten der Bevölkerung in Berührung kommt, kann immer wieder mit hoher Genugtuung feststellen, wieviel Hingabe und Opfersinn, wieviel anständige vaterländische Gesinnung in unserem Volke noch vorhanden ist, beim Arbeiter wie beim Bauern, beim Kaufmann wie beim Techniker und Wissenschaftler, kurz, in allen seinen Schichten. Aber in den eisernen Zeiten, die wir durchleben, braucht es freilich noch mehr als das: es braucht Härte, Furchtlosigkeit und heroische Gesinnung. Und auf diesem Gebiete ist, so will mir scheinen, noch Vieles zu leisten.

Man spricht in letzter Zeit viel von geistiger Landesverteidigung. In diesem Begriff steckt ein richtiger Gedanke, die Erkenntnis nämlich, daß Landesverteidigung in letzter Linie nicht von der Zahl der Kämpfer und der Waffen, nicht von der Güte und vom Umfang der materiellen Rüstung abhängt, sondern von den geistigen Grundlagen, auf denen Volk, Staat und Armee stehen und aus denen sie die Kraft zum Widerstand ziehen. Ohne diese Grundlagen kann kein Volk im Kampfe um seine Existenz bestehen. Aber mir will scheinen, als ob das Wort von der geistigen Landesverteidigung stark in Gefahr stehe, zum bloßen Schlagwort herabzusinken. Man hat wohl bei uns zeitweise gefürchtet — und vielleicht im Ausland da und dort gehofft —, daß politische Lehren, die unserer Schweizer Art entgegengesetzt sind, bei uns Boden fassen und größere Verbreitung finden könnten. Und daraufhin hat sich vielfach die geistige Landesverteidigung in einer bloß negativen Kritik fremder Staatsauffassungen, vielleicht in einer allzu naiven Ruhmredigkeit hinsichtlich unserer eigenen Einrichtungen erschöpft. Man übersah dabei, daß negative Kritik am Aus-

land und kritiklose Selbstbewunderung keinen wirklichen Erfolg im Sinne geistiger Landesverteidigung erzielen und vor allem unsere Jugend, auf der die Zukunft beruht und die auch in vorderster Linie zu kämpfen berufen ist, nicht zu begeistern vermögen. Es hat sich inzwischen mit voller Deutlichkeit gezeigt, daß unser Volk gegenüber ausländischen Theorien, kommen sie aus welchem Lager sie wollen, weitgehend immun ist, daß die gehaltenen Befürchtungen eigentlich wenig begründet waren, und daß es ein Irrtum gewesen ist, jeden als im Banne fremder Ideen stehend zu verfemmen, der vielleicht an manchen Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens Kritik übte.

Unsere geistige Landesverteidigung muß sich noch mehr auf die wahren Werte besinnen, die wir zu verteidigen haben und die nicht an irgendwelche augenblickliche Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens gebunden sind. Schweizertum bedeutet eine ganz bestimmte geistige Grundhaltung, die uns nicht nur von den Auffassungen in den totalitären Staaten, sondern auch von denen in andern Demokratien deutlich unterscheidet. Hierzu gehört in erster Linie die bündische Idee, auf der sich unsere Eidgenossenschaft aufbaut, jene hehre Idee, die es uns ermöglicht, daß im gleichen Staatswesen verschiedene Stämme mit verschiedenen Sprachen und Kulturen nicht nur zusammenleben, sondern sogar sehr gut miteinander auskommen und sich als ein Volk fühlen. Es ist der bewußte Verzicht darauf, die Wesensart der einzelnen Stämme zu Gunsten einer zentralistischen Vereinheitlichung zu unterdrücken oder ihrer wesentlichsten Züge zu berauben. Diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, wie es Gottfried Keller im Fähnlein der sieben Aufrechten genannt hat, ist aber nur möglich in einer Atmosphäre der Freiheit. Zunächst einmal in der Freiheit unserer Kantone, ihre inneren Verhältnisse selbstständig und souverän zu regeln, sodann in der Autonomie unserer großen und kleinen Gemeinden und schließlich in der Freiheit der Einzelpersönlichkeit. Es gehört zu den ehernen Grundsätzen unserer Eidgenossenschaft, die im Wechsel der Jahrhunderte und der politischen Einrichtungen mit nur geringen Schwankungen festgehalten worden sind, daß ein starkes Volk und jene starken Persönlichkeiten, die es zu seiner Führung benötigt, nur in der Lust der Freiheit gedeihen können. Das sind die beiden Grundpfeiler der schweizerischen Staatsidee, die wir hochhalten müssen, wie immer die Zeiten sich ändern mögen und mit ihnen auch die Erscheinungen des politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens. Und dazu kommt eine dritte Idee, die auf den ersten Bundesbrief des Jahres 1291 zurückgeht, im Lauf der Jahrhunderte aber wohl etwas in den Hintergrund getreten ist, an die wir aber anknüpfen müssen: das ist die schiedsgerichtliche Idee. „Wenn aber zwischen irgendwelchen Eidgenossen Streit entsteünde,“ sagt der Bundesbrief von 1291, „so sollen die Verständigsten unter den Eidgenossen herzutreten, um die Mißhelligkeit zwischen den Parteien zu stillen, wie es ihnen zu frommen scheint, und dem Teil, der jenen Entscheid verschmähen würde, sollen alsdann die andern Eidgenossen Gegner

sein.“ Hier ist der Weg gezeigt, auf dem wir unsere inneren Gegensätze, seien sie politischer, wirtschaftlicher oder sozialer Natur, lösen können, nicht durch staatlichen Zwang, sondern im schiedsgerichtlichen Verfahren der Selbstverantwortlichen. Und damit kommt man auch auf das besondere Charakteristikum der Schweizer Freiheit, die sie wesentlich unterscheidet von jener, die auf den Barrikaden der französischen Revolution verkündigt worden ist, sie bedeutet nicht so sehr wie jene ein Abwerfen von Fesseln, sondern sie bedeutet die Übertragung der Verantwortlichkeit an jeden einzelnen Bürger. In ganz anderem Sinne als in Ländern, wo die Bürger auf die Entscheide ihrer Regierungen oder auch ihrer Parlamente und Berufspolitiker warten, bedeutet die Schweizer Freiheit die Übernahme der Mitverantwortung für die Zukunft des Landes durch die Gesamtheit der Bürger. Und daran müssen wir uns heute besonders deutlich erinnern. Unsere Freiheit bedeutet Verpflichtung, Verpflichtung für sein Land und Volk alle die Opfer zu bringen, die für seine Existenz und für die Sicherung seiner Zukunft nötig sind, ohne daß überall staatlicher Zwang eingreift. Sie bedeutet die Verpflichtung, in der Stunde der Gefahr aus freiem Entschlusse seine ganze Kraft, Gut und Blut einzusetzen, um unser Land und seine Unabhängigkeit zu schützen.

Und da erhebt sich aber doch immer wieder die Frage: sind wir bereit? Bereit nicht bloß materiell oder allgemein militärisch, sondern bereit in diesem letzten, höchsten Sinne der Opferbereitschaft. Und hier droht uns Gefahr, Gefahr, daß manch einer kleinmütig und verzagt ist, angesichts der riesigen Rüstungen der Großmächte, der modernen Kampfmittel an die Möglichkeit eines Widerstandes nicht mehr glauben will und schon von vornherein im Innern kapituliert. Wir wollen heute nicht untersuchen, wie weit die Gerüchte, die unsern Widerstandswillen zu zermürben drohen, im eigenen Lande aus Dummheit, Feigheit oder Furcht oder gar aus unlautern persönlichen Motiven erfunden und verbreitet werden und wie weit sie allenfalls aus interessierten ausländischen Quellen stammen; wir wollen nur feststellen, daß hier die tödliche Gefahr lauert, die unsere Landesverteidigung an der Wurzel trifft und wären wir noch so gut gerüstet. Ich las neulich eine Zeitungsnotiz, in welcher ein Bürger sich mit Recht darüber empört, daß ein Politiker, der um Auskunft über eine Frage des Luftschißes angegangen wurde, erklärt habe, der Luftschiß nütze doch nichts, da wir ja doch in ein paar Stunden überrannt wären. Leute, die so sprechen, sind wahre Totengräber des Vaterlandes, fast schlimmer als ausgesprochene Verräter. Wenn je ein anderer Staat beabsichtigen sollte, unser Land anzugreifen, so kann ihm ja nichts lieber sein, als wenn eine desaitistische Propaganda im Lande selbst den Widerstandswillen untergraben hat. Und allein schon die Feststellung, daß unsere Bevölkerung die innere Überzeugung, sich verteidigen zu können, verloren hätte, würde einen mindestens so großen Anreiz zum Angriff bilden als eine ganz ungenügende Ausrustung mit Waffen.

Wenn von der desaitistischen Propaganda gesprochen wird, muß auch auf eine gewisse Sorte von Kritik in der Öffentlichkeit hingewiesen werden, die leicht ähnliche Wirkungen erzeugt wie jene. Es wäre gewiß ein großer Fehler, wollte man in einem Staate, in dem die Selbstverantwortung der Bürger zu den wichtigsten Grundlagen seines Aufbaus gehört, die Kritik in militärischen Fragen ausschalten, und wollte man zuständigen Ortes Vorschläge patriotischer Mitbürger einfach überhören, weil sie vielleicht nicht immer auf genügender Sachkunde beruhen. Aber es gibt eine Sorte Kritik, die unannehmbar ist, weil sie grundsätzlich auf dem Standpunkt steht, daß die verantwortlichen Instanzen an nichts denken, alles verkehrt machen und sich mit leeren Schlagworten trösten. Derartige Kritik wirkt nicht aufbauend, sondern zerstörend; denn sie erschüttert die Vertrauensgrundlagen, ohne die eine Armee nun einmal nicht sein kann. Sie schafft jene Stimmung, aus der heraus im Ernstfall jeder Rückschlag, jeder vielleicht nur lokale und zufällige Mißerfolg als Ausfluß der totalen Unfähigkeit oder gar der Verräterei der Führer angesehen wird. Wo eine derartige Mentalität herrscht, können wir uns nicht verteidigen.

Unser Volk muß sich darüber klar sein, daß nur ein geschlossener Wille zum Widerstand gegen jeden Angreifer uns retten und vielleicht überhaupt davor bewahren kann, in einen Konflikt hineingezogen zu werden.

Aber auch mit dieser hoffnungsvollen Möglichkeit wollen wir nicht allzu sehr rechnen. Wir müssen uns im Gegenteil darauf einstellen, daß es uns wohl kaum wieder so gut gehen wird, wie während des Weltkrieges. Wir dürfen und wollen auch zunächst gar nicht mit fremder Hilfe rechnen, sondern uns darauf vorbereiten, den Kampf mindestens am Anfang allein zu führen. Auf jeden Fall ist es eine geschichtliche Erfahrung, daß dem, der siegreich kapituliert oder sich in Kürze überrennen läßt, nicht einmal seine Alliierten helfen; wie sollte denn ein Land, das sich grundsätzlich von Allianzen und Anlehnungen an irgendwelche Mächtegruppen oder Blöcke fern hält, auf Hilfe rechnen, wenn es nicht selbst fähig und willens ist, seine Unabhängigkeit auch gegen Überlegenheit zu verteidigen!

In diesem Zusammenhang muß noch ein Wort über unsere Neutralität gesagt werden. Sie bildet zusammen mit den Schwierigkeiten unseres Gebietes als Operationsraum und mit gewissen weltpolitischen Gegebenheiten, die auszuführen hier wohl nicht möglich ist, immer noch den wichtigsten Pfeiler der außenpolitischen Sicherheit unseres Landes. Gewiß, diese Neutralität ist ein völkerrechtlicher Begriff und hat mit den Sympathien und Meinungen der einzelnen Bürger nichts zu tun. Wir können uns auch selbstverständlich von keiner Macht vorschreiben lassen, wie wir denken und was wir von den Weltereignissen halten sollen. Allein das ändert nichts an der Tatsache, daß im Ausland Äußerungen der Feindseligkeit, beständige Verdächtigungen oder Beschimpfung fremder Regierungen oder Völker von Seiten einzelner Presseorgane immer wieder Zweifel an unserer Neutralität auftreten und den Verdacht auftreten lassen, man würde

gegebenenfalls sich doch einseitig verhalten. Gerade unsere Freiheit legt uns auch hier eine Verpflichtung auf, nicht gegenüber fremden Staaten, aber gegenüber unserer eigenen Sicherheit. Wer aus innerpolitischen Gründen oder einfach, um seinem schweizerischen Recht, zu schimpfen, Ausdruck zu verleihen, in dieser Weise in der Öffentlichkeit spricht oder schreibt, der gefährdet unsere Sicherheit und liefert einer allfälligen gegen uns gerichteten Propaganda brauchbare Argumente. Das Blut unserer Soldaten ist uns zu gut, als daß wir es für das Geschrei verantwortungsloser Heizer vergießen wollen.

Beweisen wir also unsern Mut vielmehr durch die stolze Haltung, mit der wir allen Möglichkeiten ins Auge blicken. Wir müssen uns dabei deutlich und ohne Selbstbetrug vor Augen stellen, was ein Krieg an Schrecken mit sich bringen wird, auch bei bester militärischer Vorbereitung, ja wir dürfen selbst den schlimmsten Fall eines Unterganges in Ehren nicht aus unseren Betrachtungen ausschließen. Aber gerade angesichts großer Gefahr zeigt sich der Wert einer Armee und eines Volkes. Wenn man von Erfolg zu Erfolg schreitet, wenn man vielleicht auf große Siege, Eroberungen und Machterweiterung hoffen darf, ist es zwar gewiß auch eine Leistung, einen Krieg durchzuhalten, aber es ist nicht die wahre Feuerprobe. Erst dann, wenn man wie jene 1500 Mann bei St. Jakob an der Birs den sicheren Tod vor Augen sieht, zeigt sich in vollstem Lichte, was der Soldat wert ist. Und erst dann, wenn unser Volk im vollen Bewußtsein möglicher Gefahren, ja möglicher Rückschläge und Niederlagen, den Kopf hoch hält, werden wir Aussicht haben, schließlich unsere Unabhängigkeit zu erhalten. An Beispielen dieser Haltung ist unsere Schweizergeschichte durch die Jahrhunderte hindurch nicht arm. Unsere Vorfahren haben nie darnach gefragt, welche Überlegenheiten und welche schweren Kampfmittel ihnen gegenüberstanden. Im Vertrauen auf den allmächtigen Gott, in dessen Namen sie ihren ersten Bund geschlossen und im Vertrauen auf ihre Manneskraft gingen sie kühn dem Feind entgegen im Geist jenes unvergleichlichen Wortes, das der große Berner Adrian v. Bubenberg in dem belagerten Murten sprach: „Solange in uns eine Ader lebt, gibt keiner nach!“ Diesen unerschrockenen Geist schon in unserer Jugend zu pflanzen und ihn in unserem ganzen Volke zu erhalten und zu fördern, das ist die Aufgabe der geistigen Landesverteidigung.

Wenn dieser Geist unser Volk erfüllt, der Geist des Gottvertrauens und des Selbstvertrauens, der Geist der Pflicht, der Hingabe und des Opfers, dann, davon bin ich fest überzeugt, können wir uns verteidigen!

Dieser Aufsatz erscheint demnächst als Broschüre bei der Interverlag A. G., Zürich 1.